

- bei Sorge- und Umgangsregelungen aus rechtlicher und psychologischer Sicht. Familie – Partnerschaft – Recht 1, 27–30
- Staudinger, J. v. (2000): Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Viertes Buch: Familienrecht. §§1638–1683 BGB. 13. Bearbeitung. Sellier & De Gruyter, Berlin
- Stiftung zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2001): 2. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Pflegekinder in Deutschland. Bestandsaufnahme und Ausblick zur Jahrtausendwende. Schulz-Kirchner, Idstein
- (2004): 3. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Kontakte zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie. Schulz-Kirchner, Idstein
- Taube, K. (2000): Von der Elternarbeit zur systemischen Familienarbeit in der Heimerziehung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Zurück zu den Eltern? Eigenverlag, München
- Wesel, U. (2000): Juristische Weltkunde. Eine Einführung in das Recht. Vollst. überarb. und akt. Aufl. Suhrkamp, Frankfurt
- Wiesner, R. (1996): Zwischen familienorientierter Hilfe und Kinderschutz – Interventionen im Rahmen des KJHG: Ein unlösbares Dilemma? Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 8, 286–289
- (Hrsg.) (2000): SGB VIII Kinder- und Jugendhilfe. 2., völlig überarb. Aufl. Beck, München
- Zenz, G. (2001): Zur Bedeutung der Erkenntnisse von Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung für die Arbeit mit Pflegekindern. In: Stiftung zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.): 2. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Pflegekinder in Deutschland. Bestandsaufnahme und Ausblick zur Jahrtausendwende. Schulz-Kirchner, Idstein, 22–35
- (2002): Konflikte um Pflegekinder. In: Salgo, L., Zenz, G., Fegert, J. M., Bauer, A., Weber, C., Zitelmann, M., (Hrsg.): Verfahrenspflegschaft für Kinder und Jugendliche. Ein Handbuch für die Praxis. Bundesanzeiger, Köln, 217–230

In: Homfeldt, H. G. / Schulze-Krüdener, J (Hg)
Elternarbeit in der Heimerziehung,
München: E. Reinhardt Verlag, 2007

Schwer zu erreichende Eltern – Ein systemischer Ansatz der Elternarbeit in der Heimerziehung

Von Marie-Luise Conen

Die Situation von stationären Einrichtungen der Erziehungshilfe ist insbesondere geprägt von folgenden Aspekten:

- Ca. drei Viertel der untergebrachten Kinder sind bei der ersten Unterbringung zwölf Jahre und älter.
- Die Jugendämter üben zunehmend Druck auf die Heime aus, mit den Eltern der untergebrachten Kinder zu arbeiten.
- Die Jugendämter fordern die Einlösung von „Hochglanzbroschüren-Versprechen“, mit den Eltern zu arbeiten. Die Rückführung in die Familie – zwar oft aus Kostengründen – steht nunmehr im Mittelpunkt der Arbeitsaufträge an die Einrichtung.

In diesen Kontext ist auch einzuordnen, dass in immer mehr Einrichtungen Mitarbeiter an systemischen Vorgehensweisen und Methoden interessiert sind. Dies ist oftmals auch der Fall, wenn angesichts der „mangelnden Kooperationsbereitschaft“ der Eltern bei den Mitarbeitern Ratlosigkeit überwiegt. Dieser Mangel an Kooperation seitens der Eltern ist letztlich auch immer wieder der Grund, dass gegenüber den Jugendamtssozialarbeitern die Einschätzung vertreten wird, mit den Eltern sei nicht zu arbeiten – und damit Elternarbeit nicht möglich ist.

Die Jugendämter jedoch – unter dem immensen Druck, die Kosten vor allem für stationäre Unterbringungen zu reduzieren – fordern forciert Konzepte und Arbeitsansätze ein, die auch bei sehr schwierigen Familienkonstellationen konsequent an der Rückführung des Kindes arbeiten.

Im Folgenden werden einige grundlegende Aspekte eines systemischen Konzeptes dargelegt, das einen Zugang auch zu schwierig erreichenden Eltern ermöglicht.

1. Eine systemische Betrachtung der Heimunterbringung

Folgende allgemeine Schwierigkeiten von Elternarbeit in der Heimerziehung treten häufig auf:

Mitarbeiter erleben immer wieder seitens der Eltern, dass diese

- Absprachen nicht einhalten,
- sich unzuverlässig und unpünktlich verhalten,
- sich nachtragend gegenüber Mitarbeitern verhalten,
- sich inkonsequent im Umgang mit den Kindern zeigen,
- mit den Mitarbeitern konkurrieren,
- in ihrer Verletztheit sich weitgehend zurückziehen oder in Konfrontation zu den Mitarbeitern gehen,
- sich gleichgültig gegenüber den Interessen ihrer untergebrachten Kinder geben,
- sich nicht ihrer Verantwortung als Eltern stellen,
- erhebliche eigene Probleme (Sucht, psychische Störungen u. a. m.) haben,
- ein negatives, oft sogar destruktives Verhalten gegenüber dem Kind zeigen,
- einen Mangel an Gesprächsbereitschaft an den Tag legen.

Diese Verhaltensweisen der Eltern sind besser nachvollziehbar, wenn wir die Bedeutung der Heimerziehung für die Eltern näher betrachten:

- Ich habe mit dem Kind versagt, es ist mir nicht gelungen, es so aufzu ziehen, dass es bei mir leben kann/soll.
- Ich hätte mich mehr um dies oder jenes kümmern müssen, aber mir fehlte aufgrund eigener Probleme die Kraft, Lösungen zu finden.
- Ich schäme mich, auch wenn ich diese Scham nach außen nicht zeige.
- Ich habe Schuldgefühle, da ich meinem Kind nicht die gute Mutter/der gute Vater sein konnte, wie ich es eigentlich sein möchte.
- Ich fühle mich sehr entlastet. Nach all diesem Streit, Stress und den Auseinandersetzungen der letzten Zeit ist jetzt endlich Ruhe eingekehrt. Jetzt sollen andere mal sehen, wie sie es mit meinem Sohn/meiner Tochter hinkommen.
- Ich bin enttäuscht von meinem Kind, ich hätte gedacht, dass es mit der Situation in der Schule, zu Hause, mit dem Stiefvater besser umgehen könnte.
- Jetzt mischen sich andere in unsere Familie ein, meinen es besser zu wissen, geben uns ungefragt Ratschläge.
- Meine Mutter hat mir schon immer gesagt, dass ich es mit den Kindern nicht schaffe und sie nicht erziehen kann.
- Jetzt kommen die Probleme hervor, die ich schon lange vergraben habe, Erinnerungen an eigene Heimerziehung, Missbrauch, Ohnmachtgefühle u. a.
- Ich bin hilflos und fühle mich ohnmächtig. Ich kann nichts gegen die Entscheidungen von Jugendamt, Schule, Gericht usw. tun.
- Wenn das Kind zu Beurlaubungen zu uns nach Hause kommt, merke ich, dass es sich verändert hat, hört noch weniger auf mich.
- Ich bin außen vor, bin unwichtig, denn die wichtigen Entscheidungen trifft das Heim/Jugendamt und nicht mehr ich.

- Ich bin gegenüber dem Kind in einer Rolle, die mir und dem Kind zeigt, wie wenig Einfluss ich habe.
- Ich bin enttäuscht von meinem Kind, vor allem wenn es sich im Heim besser entwickelt als bei mir hier zu Hause.
- Wenn ich das Heim nach einem Besuch bei meinem Kind wieder verlasse, tut es mir so weh, dass ich lange Zeit brauche, um mich wieder zu einem Besuch zu überwinden.
- Manchmal muss ich mir vorher Mut antrinken, um überhaupt in die Einrichtung zu gehen und mit den vielen Leuten, die mir da gegenüber sitzen, reden zu können.
- Durch die Heimunterbringung meines Kindes fühle ich mich massiv in meiner Rolle als Mutter/Vater kritisiert und abgewertet.

Diese möglichen Auswirkungen der Heimerziehung, die sich im Einzelfall sicherlich erheblich unterscheiden können, tragen dazu bei, dass Eltern gegenüber Heimmitarbeitern bestimmte Reaktionsweisen zeigen. Diese brauchen ein hohes Maß an Professionalität und Ideenreichtum, um die elterlichen Reaktionen konstruktiv zu nutzen.

Die Heimunterbringung – analog auch die Unterbringung in eine Pflegefamilie – stellt aus systemischer Perspektive einen Versuch dar, durch eine Herausnahme des Kindes die Problemzuschreibung „Kind zeigt Problemverhalten“ aufzugreifen, um so Lösungen für die Probleme des Kindes (und seiner Familie) zu finden. Interessanterweise läuft jedoch nicht selten folgender Prozess ab: Das Kind bzw. der Jugendliche kommt ins Heim, meist findet es/er nach einer ersten ablehnenden Haltung zunehmend Gefallen an den Angeboten und Möglichkeiten, die eine Wohngruppe bietet. Insbesondere bei jüngeren Kindern ist dann zu beobachten, wie sie die Zuwendung, die Förderung und die Zugewandtheit der Mitarbeiter regelrecht aufsaugen. Dann zeigt sich mehr oder weniger plötzlich, dass sich die Situation für die Kinder nicht mehr so stringent positiv entwickelt. Überwunden geglaubte Probleme treten erneut in „voller Blüte“ zu Tage. Vor allem nach Wochenendbesuchen scheint die Arbeit der vorangegangenen Woche wie weggeblasen, die pädagogischen „Erfolge“ scheinen sich aufgelöst zu haben. Aus einer systemischen Sichtweise betrachtet stellen Probleme eines Familienmitgliedes (oder, bezogenen auf andere Systeme, eines Systemmitgliedes) eine angemessene Reaktion des Kindes auf das System dar. Das Problemverhalten des Kindes wird nicht als ein Problem, das sich im Kind befindet, sondern als möglicher Ausdruck von Prozessen und Mustern in einem Familiensystem betrachtet. Daher ergibt sich aus systemischer Sicht der Umgang mit den Problemen des Kindes weniger aus dem kindlichen Problemverhalten selbst, sondern aus einer Betrachtung der Sinnhaftigkeit dieses Verhaltens im jeweiligen System. Denn indem das Kind das Heim in eine Situation bringt, dass das

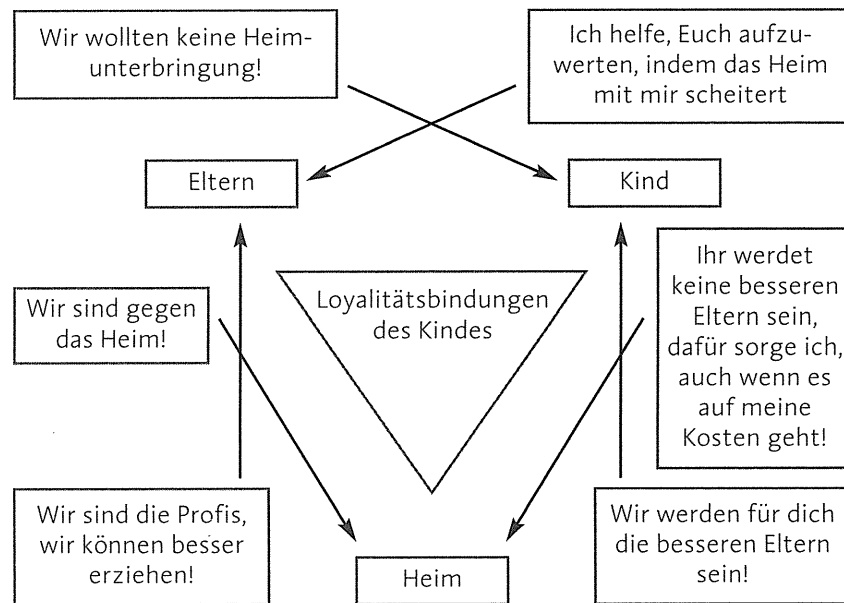


Abb. 1: Loyalitätsbindungen von Eltern, Kind und Heim (Mitarbeiter) zueinander

Heim auch nicht „erfolgreicher“ ist als die eigenen Eltern, entlastet das Kind die Eltern von ihren Versagens- und Schuldgefühlen.

Boszormenyi-Nagy/Spark (1981) betonen die Wichtigkeit von Loyalitätsbindungen von Menschen zueinander (vgl. Abb. 1). In unserem Angewiesensein auf die Wertschätzung, Anerkennung und Zuwendung anderer nehmen wir vieles an, um diese zu erhalten und zu behalten. Kleine Kinder sind in extremer Weise auf die Versorgung und Betreuung durch ihre Eltern oder andere Bezugspersonen angewiesen. In dieser Abhängigkeit gestalten sie die Beziehung zu den ihnen nahe stehenden Menschen so, dass sie sich diesen verbunden fühlen und sich loyal zeigen. Dies zeigt sich insbesondere in Fällen von Vernachlässigungen, Misshandlungen und sexuellem Missbrauch, in denen sich die Kinder trotz schwerwiegendster Versorgungs- und Betreuungsmängel zu ihren Eltern bekennen. Zurückgezogene Anzeigen wegen Kindesmissbrauchs, Verschweigen von massiven Einschränkungen oder Misshandlungen zeugen sicherlich auch von einem möglichen Druck (Gewalt), jedoch auch von der unermesslichen Bereitschaft des Kindes, die Eltern nicht abwerten zu lassen.

Indem sich das Kind nach einer Eingewöhnungsphase in der Einrichtung gut „eingefädelt“ hat, muss es einen wichtigen Prozess realisieren: Wenn es sich aufgrund der angebotenen Förderungen und Unterstützungsmöglich-

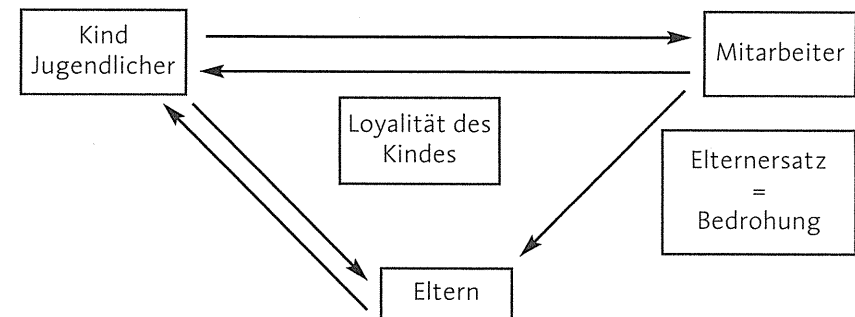


Abb. 2: Loyalitätskonflikt des Kindes

keiten in Richtung einer wesentlichen Verbesserung bewegt, gerät es in einen Spagat: einerseits die zugewandten Erzieher, die es fördern und ihm helfen und andererseits die Eltern, die das Kind „verrät“, wenn es sich positiv entwickelt. Denn wenn das Kind im Heim eine positive Entwicklung nimmt, dann kann es nicht am Kind liegen, sondern an den Eltern, dass die Entwicklung des Kindes nicht in gewünschter Weise erfolgte. Diese Abwertung der Eltern ist jedoch für das Kind schwer aushaltbar; es wird im folgenden versuchen, die Eltern von deren vermeintlicher Inkompetenz zu „befreien“.

Boszormenyi-Nagy/Spark (1981) folgend haben Loyalitätsbindungen der Kinder gegenüber ihren Eltern Vorrang vor anderen Bindungen. Kinder sind stets loyal zu ihren Eltern. Diese Loyalität kann auch in destruktiver Weise zum Ausdruck kommen. Beim Versuch, den Spagat zwischen einerseits der Loyalität zu den Eltern und andererseits der Loyalität gegenüber den Mitarbeitern, aber auch der Treue zu sich selbst, zu bewältigen, entwickelt das Kind häufig verstärktes Problemverhalten. Nach außen hin erscheint diese Zunahme nicht erklärbar oder wird im Beziehungsverhalten der Eltern gesehen – jedoch nicht in ihrer eigentlichen Ursache: dem Loyalitätskonflikt des Kindes (vgl. Abb. 2).

In diese Betrachtung muss auch die Überlegung mit eingezogen werden, dass Eltern nicht unbedingt loyal zu ihren Kindern sind. Sonst würden manche Eltern, mit denen wir in der Jugendhilfe zu tun haben, nicht ihre Kinder gefährden. Jedoch müssen wir dabei berücksichtigen, dass die Eltern wiederum selbst Kinder ihrer Eltern sind, d. h., ihre destruktiven Handlungen gegenüber den eigenen Kindern können Ausdruck ihrer Loyalität zu ihren eigenen Eltern sein.

Kevin, der ältere Sohn von Frau Barthen, ist durch aggressives Verhalten in der Schule auffällig geworden. Außerdem schwänzt er sehr häufig die Schule und kommt mit seinen 10 Jahren häufig erst gegen Mitternacht nach Hause. Frau Barthen fühlt sich schon seit langem nicht in der Lage, auf ihren Sohn so einzuwirken, dass er auf sie hört. Als sich nun Schule und Jugendamt in die Erziehung ihrer Kinder „einmischten“, die Einzelfallhilfe für Kevin nicht die gewünschten Erfolge zeigte, stimmte sie einer Heimunterbringung ihres Sohnes zu. Kevin gewöhnte sich dort gut ein, zeigte zunehmend Verbesserungen in seinem Sozialverhalten, ging wieder regelmäßiger in die Schule, er blühte auf... Nachdem ca. sechs Monate vergangen waren, kam es jedoch nach einem Wochenendbesuch bei seiner alleinerziehenden Mutter zu einer Verschlechterung und dann zu einer eklatanten Zunahme an Problemen. Kevin verhielt sich auffälliger als vor der Unterbringung. Frau Barthens Kommentar: „Ich habe ja gleich gesagt, dass Sie das auch nicht besser hinbekommen als ich mit ihm!“ Frau Barthen selbst war mit 10 Jahren in einem Heim untergebracht worden. Zusammen mit ihren drei Geschwistern war sie aus der stark verwahrlosten Wohnung ihrer Mutter in Obhut genommen worden. Nach ihrer Heimzeit hatte sie sich bei ihrer Mutter um eine Wiederannäherung bemüht und war mit ihrem Kind (Mark), das sie mit 17 Jahren bekommen hatte, zu ihrer Mutter gezogen, die den Jungen mit aufzog. Als Frau Barthen einen neuen Partner kennen lernte, nahm sie Mark zu sich. Sie musste jedoch rasch feststellen, dass es ihr ihre eigenen psychischen Probleme sowie Probleme in der Partnerschaft sehr schwer machten, sich um das Kind zu kümmern. Die Verwahrlosung in ihrer Wohnung sowie der Gesundheitszustand ihres Kindes waren so kritisch, dass das Jugendamt das Kind in Obhut nahm und Frau Barthen zu einer Adoption überredete. Frau Barthen lernte dann ihren späteren Mann kennen, der von Beginn an ein erhebliches Alkoholproblem hatte. Die beiden bekamen zwei Kinder zusammen, ein weiteres Kind, Kevin, stammte aus einer außerehelichen Beziehung. Kevins Mutter stand in der ständigen Kritik von Großmutter Barthen, die alles und jedes besser wusste – obwohl sie selbst in der Erziehung ihrer Kinder versagt hatte. Dennoch warf sie ihrer Tochter massiv vor, dass sie im Umgang mit den Kindern inkompetent sei. Sie rief häufig das Jugendamt an und beschwerte sich über ihre Tochter. Frau Barthen hoffte immer noch auf Anerkennung und Wertschätzung ihrer Mutter und war äußerst loyal ihrer eigenen Mutter bzw. ihren Eltern gegenüber, indem sie in der Erziehung ihrer eigenen Kinder ebenfalls „scheiterte“. Durch eine „erfolgreiche“ Erziehung ihrer eigenen Kinder hätte sie gezeigt, dass gute Erziehung möglich ist, eine Erziehung ohne öffentliche Stellen wie das Jugendamt, die sich in Erziehungsangelegenheiten einmischen. Durch einen Erfolg in der Erziehung hätte sie die Mutter kritisiert, auch wäre dann das eigene Leid, nicht bei einer Mutter aufgewachsen zu sein, spürbar geworden. So entstand eine Dynamik, die es ihr ermöglichte, weder die eigenen Schmerzen über das „Versagen“ der eigenen Eltern noch die Auswirkungen der Unterbringung auf Kevin wahrzunehmen.

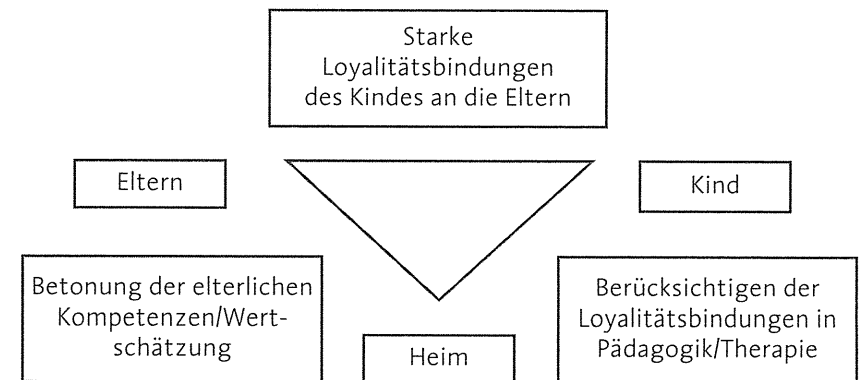


Abb. 3: Loyalitätsbindungen des Kindes an die Eltern

Mitarbeitern in stationären Einrichtungen der Erziehungshilfe – einschließlich Pflegeeltern – sollten sich m. E. der enormen Loyalitätsbindungen von betreuten Kindern und Jugendlichen nicht nur bewusst sein, sondern sie auch im Alltag der Erziehungsarbeit mit den Kindern einbeziehen.

Die Berücksichtigung der Loyalitätsbindungen der Kinder an ihre Eltern (Conen 1996b; vgl. Abb. 3) kann in sehr unterschiedlichen Formen erfolgen:

a) Einbeziehung der Eltern bei der Aufnahme

In der Klärung des Auftrags vor oder zu Beginn der Heimunterbringung sollten die Heimmitarbeiter neben den üblichen Aspekten auch

- die Wichtigkeit der Zusammenarbeit mit den Eltern betonen,
- die Erfahrung einbringen, es nicht besser zu können als die Eltern, und daher die Eltern bei Konflikten um Unterstützung bitten,
- den Eltern vermitteln, dass sie immer die Eltern bleiben werden und die Kinder sich von den Mitarbeitern nur „erziehen lassen“, wenn die Eltern diesen ein Mandat dazu geben.

Da diese Klärungsprozesse in der Regel nicht in einem Aufnahmegespräch abgeschlossen sind, bedarf es im weiteren Verlauf der Heimunterbringung kontinuierlicher Gespräche, so dass das Kind im Erziehungsalltag diesen Auftrag (die Erlaubnis) der Eltern spürt.

b) Einbeziehung der Eltern im Alltag

In einem amerikanischen Heim, in dem ich arbeitete, wurde z. B. den Kindern bzw. den Jugendlichen das Rauchen verboten, jedoch nicht nur mit Hinweis auf die Hausregeln, sondern unter Bezugnahme auf die Vorstellungen der Eltern, die nicht wollten, dass ihr Kind raucht. Wurden Ge-

schenke zu Weihnachten geplant, sprach man sich mit den Eltern ab, wer was kaufen, schenken, übergeben wollte.

In einer Einrichtung, deren Leiter ich wegen seiner kreativen Überlegungen zur Einbeziehung der Eltern bewundere, gelang es vor einigen Jahren, den Vater eines 8-jährigen Jungen (Sven) dazu zu bewegen, Svens Fahrrad zu reparieren. Der Heimleiter hatte mitbekommen, dass der Vater nicht nur Alkoholiker, also ein „schlechter“ Vater und Ehemann war, sondern auch zwei zupackende Hände hatte. Der Heimleiter vertraute ihm das Geld für den Einkauf von Werkzeug und Ersatzteilen an und wurde in seinem Vertrauen bestätigt. Der Vater reparierte in der Folge nicht nur das eine Fahrrad für seinen Sohn, sondern noch ca. ein Dutzend weiterer Räder der Einrichtung. Er blühte sichtlich auf. Bewegend war vor allem, wie Sven mit seinem Fahrrad durch das Heimgelände fuhr und jedem, auch dem, der es nicht hören wollte, begeistert erzählte, dass sein Vater sein Rad und die der anderen repariert hatte.

In einer anderen Einrichtung waren die Stellen der Wäschefrauen gestrichen worden. Die Jeansreißverschlüsse der weiblichen Jugendlichen gingen weiterhin häufig kaputt. Auf der Suche nach kreativen Lösungen schafften es die Mitarbeiter nach einigen Anläufen, die Großmütter einiger Mädchen in die Einrichtung einzuladen. Zusammen mit interessierten Mädchen setzten sich diese in eine „Nähtube“ und nähten neue Reißverschlüsse in die Jeanshosen. Die Mädchen sahen nach diesen Erfahrungen ihre Großmütter mit einem ganz anderen Blick.

Solche und ähnliche Gestaltungsmöglichkeiten von Elternarbeit im Alltag ist bisher in vielen Einrichtungen entweder noch nicht angedacht oder aufgrund von organisatorischen Einschränkungen noch nicht ausreichend als wichtiges Bestandteil der Elternarbeit verstanden worden.

c) Einbeziehung der Eltern bei Erziehungsschwierigkeiten

Wie bereits oben beschrieben, sollten die Mitarbeiter schon bei der Aufnahme den Eltern klar vermitteln, dass sie bei allen Problemen zu Rate gezogen werden. Wenn also ein Jugendlicher morgens nicht aufstehen will, ist es nach diesem Arbeitsansatz erforderlich, dass die Mitarbeiter direkt die Eltern einbeziehen und sich nicht in Eigenversuchen verausgaben. Wollen die Eltern, dass das Kind in die Schule geht, wollen die Eltern, dass ihr Kind dort lernt, so ist es notwendig, dass sie dies – auch eindringlich – ihrem Kind vermitteln, und sei es am Telefon. Die Eltern werden vor allem in Schwierigkeiten einbezogen, so dass sie stets mit am Ball sind. Sie sind Teil des Erziehungsalltags und werden vorn vornherein nicht aus ihrer Verantwortung für das Kind entlassen. Wenn es Probleme mit den Schularbeiten gibt, wenn das Zimmer nicht aufgeräumt ist usw., in all diesen Fragen sind die Eltern in ihren Vorstellungen zu befragen.

In der Regel antworten Eltern auf die Bitte um Unterstützung mit Un-

verständnis, ja sogar Abwehr: „Sie sind doch die Experten, machen Sie, was Sie wollen, aber mich geht das nichts mehr an.“ Hier gilt es, genau diese Expertenrolle nicht anzunehmen, sondern – aus systemischer Sicht heraus –, die Eltern auf die Bedeutung, die sie für die Kinder haben und immer haben werden, hinzuweisen: *„Wir werden bei Ihrem Kind nur etwas erreichen, wenn Sie das wollen. Es gibt zur Zeit wohl Gründe, dass Ihr Kind jetzt nicht bei Ihnen zu Hause leben kann, aber was immer auch die Gründe sind, wir wissen, dass Sie immer wichtig für Ihr Kind bleiben werden: Wir können nur hier mit Ihrem Kind arbeiten, wenn es weiß, dass Sie das und das wollen, nur dann funktioniert das. Wenn es sich hier positiv entwickeln soll, geht das nur, wenn Ihr Kind das Gefühl hat: ‚Meinen Eltern ist es recht, wenn ich es hier gut habe und es mir hier gut gehen lasse.‘ Wir brauchen Sie in der Erziehung Ihres Kindes.“*

Für dieses Vorgehen braucht es Mitarbeiter, die nicht nur methodisch in dieser Richtung qualifiziert sind, sondern auch von ihrer Haltung her bereit sind, auf Eltern, die sich anfänglich und auch im weiteren Verlauf eher in einer kooperationsablehnenden Weise verhalten, zuzugehen und sich durch solches Verhalten nicht abschütteln zu lassen. Allerdings verlangt diese Haltung nicht nur Mitarbeiter, die solche Ansätze umsetzen wollen, sondern auch eine Einrichtung, die sowohl in ihrer Organisation als auch in ihrer Gestaltung (einschließlich Dienstplänen) von Abläufen bereit ist, die Eltern „mit ins Boot zu holen“ – und dies nicht nur als Lippenbekenntnis.

Nur wenn es gelingt, beim Kind die Auswirkungen des Spagats, den es durch seine Loyalität zu den Eltern und zu den Mitarbeitern des Heims erfährt, aufzufangen, kann Erziehung im Heim gelingen.

2. Eltern tun das ihnen Bestmögliche

Ein Arbeitsansatz, der davon ausgeht, dass Eltern das ihnen Bestmögliche tun, führt dazu, dass Mitarbeiter auch mit Eltern arbeiten (können), deren Erziehungs- und Sozialverhalten als problematisch betrachtet wird. Denn Schwierigkeiten von Heimmitarbeitern in der Elternarbeit sind im Zusammenhang zu sehen mit den oftmals starken Abwehrgefühlen gegenüber diesen Eltern, die ihre Kinder vernachlässigt, misshandelt oder gar missbraucht haben. Angesichts der Auswirkungen des „elterlichen Versagens“ auf die Kinder ist es für nicht wenige Heimmitarbeiter schwierig, sich vorzustellen, dass Eltern damit das ihnen Bestmögliche getan haben.

Ich gehe in diesem Ansatz von Elternarbeit dennoch davon aus, dass Eltern versuchen, das ihnen Bestmögliche für ihre Kinder zu tun, aber das ist nicht immer das Beste für die Kinder. Könnten Eltern mit ihren Kindern besser umgehen, würden sie es tun. Es gibt im Allgemeinen Gründe – nicht

im Sinne von Ausreden –, dass Eltern nicht in ausreichendem Maße für ihre Kinder sorgen, sie betreuen und aufziehen.

Dabei sind meines Erachtens als erstes die materiellen Lebensbedingungen von Kindern aus armen Familien zu sehen. Armut äußert sich nicht nur in knappem Geld und materiellen Defiziten, sondern auch in den großen Einschränkungen, ein in die Gesellschaft integriertes Leben führen zu können. Die alltägliche Ausgrenzung erfahren nicht nur die Eltern, sondern vor allem die Kinder. Sie erleben Armut spürbar in ihren Schulklassen, in den Medien und anderen Orten im Vergleich mit anderen. Die Auswirkungen von Armut auf die Erziehungsfähigkeit, die Haltung der Eltern gegenüber ihren Kindern sowie auf die Alltagsbewältigung müssten in der Heimerziehung, wie auch in anderen Bereichen der Jugendhilfe, mehr im Bewusstsein der Mitarbeiter sein, um der „Individualisierung“ von Problemverhalten zu begegnen. Oftmals benehmen sich Mitarbeiter gegenüber Eltern mit zu kritisierendem Erziehungsverhalten, als wäre dies nur eine individuelle Erscheinung, ein persönliches Defizit, anstatt die gesellschaftliche Bedingtheit der Probleme auch im Umgang mit diesen Eltern in Betracht zu ziehen. Eltern mit normalem oder gutem Einkommen stehen andere Optionen zur Verfügung um Erziehungsschwierigkeiten mit ihren Kindern zu bewältigen; diese Möglichkeiten haben arme Familien nicht. Sie sind auf die Unterstützungssysteme der Jugendhilfe angewiesen, die als „Gegenleistung“ Einblick in das Familienleben einfordert, um die „richtige Hilfe“ anbieten zu können.

Ist der Ausgangspunkt der Arbeit „Eltern tun das ihnen Bestmögliche“, geht dies einher mit einer Haltung, die – dann durchaus auf einer individuellen Ebene – eine Kooperation mit den Eltern erheblich erleichtert. Eltern fühlen sich nicht angeprangert, kritisiert oder gar vorgeführt, sondern erleben Mitarbeiter, die Hilfestellung geben wollen, damit sie ihre Elternrolle (wieder) angemessen einnehmen können – und sei es, dass die Eltern das Kind gut im Heim aufwachsen lassen können.

3. Unmotivierte Eltern

Die mangelnde Kooperationsbereitschaft von Eltern gibt Anlass zu häufigen Klagen. Die Eltern gelten als unmotiviert und leisten Widerstand, sie sind uneinsichtig gegenüber Vorschlägen oder auch Forderungen. Aus systemischer Sicht tragen folgende Aspekte zu Veränderungen bei:

■ Verstörung/Irritation herbeiführen.

Hauptziel systemischer Vorgehensweisen ist es, den Klienten, hier die Familie, zu verunsichern, zu irritieren. Bestehende Denkmuster und Vorstellungen sollen so „verstört“ werden, dass nicht mehr wie bisher gedacht

werden kann. Durch diese veränderte Sichtweisen gelangen Klienten zu neuen Lösungen ihrer Probleme; diese Lösungen werden nicht von außen herangetragen, sondern sind in den Klienten bereits vorhanden.

■ Günstige Rahmenbedingungen herstellen.

Damit diese Lösungen, die bereits vorhanden sind, zum Tragen kommen, bedarf es seitens der professionellen Helfer einer Haltung und eines methodischen Vorgehens, das auf die Stärken, Kompetenzen und Ressourcen der Klienten baut (Walsh 1998). Diese werden als bereits vorhanden betrachtet, es gilt Rahmenbedingungen zu ermöglichen, so dass diese hervortreten und sich entwickeln können. Deutlich wird dies, wenn Heimmitarbeiter sich intensiv mit einem Kind beschäftigen (können) und sie sehen, wie die Entwicklung des Kindes rasch voran schreitet. Die positive Unterstützung des Kindes durch den Mitarbeiter ist eine günstige Bedingung für das Kind, wodurch es Zugang zu seinen Fähigkeiten findet. Dieser Prozess trifft jedoch nicht nur für das Kind, sondern für die Eltern bzw. die gesamte Familie zu.

■ Einsicht ist nicht notwendig für Veränderungen.

Es ist immer wieder erstaunlich zu beobachten, dass professionelle Helfer auf Klienten, seien diese Kinder, Jugendliche oder Erwachsene, einreden und an deren Einsicht appellieren. Für eine systemische Vorgehensweise ist es nicht notwendig, dass die Beteiligten verstehen, was zu Veränderungen geführt hat; auch ist keine Einsicht in die Notwendigkeit von Veränderungen notwendig. Jede Sichtweise wird als für sich berechtigt betrachtet. Überzeugungsarbeit ist daher nicht angebracht, denn die jeweilige Wahrnehmung der Probleme und Ressourcen jedes Einzelnen beeinflusst am eindringlichsten die jeweiligen Lösungsversuche.

■ Instruktionen von inneren Prozessen und Zuständen sind nicht möglich.

So sehr die Eltern, aber auch die Kinder und Jugendlichen so manches Mal professionelle Helfer „einladen“, ihnen Anweisungen zu geben, erweist es sich immer wieder als nicht sonderlich nützlich, instruierend auf Haltungen und Einstellungen sowie innere Dialoge einwirken zu wollen. Foerster (1985) hat dieses Unterfangen als unmöglich beschrieben, da sich Menschen in dem, was ihr Inneres betrifft, nicht instruieren lassen. Auf dieser Prämisse aufbauend, sehen systemisch orientierte Helfer ihre Aufgabe darin, die Wahrnehmung in Bezug auf Probleme, Problemlösungsversuche und Musterentwicklungen zu beeinflussen.

Wenn Frau Barthen von ihrem 10jährigen Sohn Kevin denkt, dass er später ein genauso unzuverlässiger, gewalttätiger und alkoholkranker Mann werden wird wie sein Vater, setzt sie in ihrer Wahrnehmung von Kevins Verhalten immer wieder Interpunktionen, die dazu beitragen, dass ihre „negativen Erwartungen“ erfüllt werden. Es gilt also insbesondere auf de-

struktive oder negative Wahrnehmungen methodisch (vorwiegend durch zirkuläres Fragen) so einzuwirken, dass die vorherrschenden Ideen und Implikationen verstört werden und sich in einem Prozess andere – hoffentlich positivere – Wahrnehmungen einstellen, die konstruktivere Problemlösungen ermöglichen.

Auf der Basis dieser systemischen Grundannahmen ist es möglich, auch „Unmotiviertheit“ aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Der „Widerstand“ von Klienten wird – ebenso wie ein mögliches Problemverhalten – ebenfalls als „funktional“ im Kontext verstanden. Die Sichtweise der Mitarbeiter, aber auch der Kinder und Jugendlichen, Eltern als „unmotiviert“ zu betrachten, ist eine Betrachtungsweise, die nicht der der Klienten entsprechen muss. Wenn Eltern, wie zu Anfang beschrieben, sich in einem von ihnen so erlebten Kritik- und Abwertungsprozess erleben, ist es mehr als verständlich, dass sie gegenüber Heimmitarbeitern nicht offen sind, sondern sich aus einem Gefühl des Bedrohtseins wehren.

An anderer Stelle (Conen 1996a, 1999, 2002, 2007) habe ich ausführlich mein Konzept des Umgangs mit „Unmotiviertheit“, Unfreiwilligkeit und Zwangskontexten dargestellt. Wesentliche Aspekte dieses Konzeptes sind:

- Klienten u. a. aus der Erziehungshilfe haben häufig schon eine Vielzahl von Hilfen erhalten und sind skeptisch gegenüber weiteren „wohlmeinenden“ Vorschlägen zur Lösung ihrer Probleme.
- Klienten, die keine Hoffnung auf positive Veränderungen haben, sind nicht an Veränderungen per se interessiert, sie fürchten sich eher vor Veränderungen, da diese in der Vergangenheit eher „vom Regen in die Traufe führten“.
- Wenn keine Hoffnung besteht, lassen sich Klienten auch auf keine Hilfeangebote ein; wenn sie sich darauf einlassen würden, gehen sie das Risiko ein, (erneut) enttäuscht zu werden.
- Die Motivation ist ein sekundärer Aspekt, vorwiegend geht es (nach Selvini) darum, das Bedürfnis nach Veränderung zu wecken (Cirillo/Di Blasio 1992).
- Bei „unmotivierten“ Klienten ist davon auszugehen, dass sie über eine andere Motivation verfügen, wie z. B., dass sie ihr Kind bei sich haben wollen, und zwar sofort und nicht nach Erfüllung von Auflagen usw. (Conen 1999, 2002).

Von besonderer Bedeutung ist es, dass Heimmitarbeiter in dem Auftragsdreieck zwischen ihnen, den Eltern und dem Jugendamt davon ausgehen, dass die Eltern ihre eigene Motivation mitbringen und diese von den Heimmitarbeitern aufgegriffen werden muss, wollen sie einen Zugang zu den Eltern finden. Es kann daher nicht darum gehen, die Eltern in eine bestimmte Richtung zu beeinflussen oder ihre Mitarbeit zu gewinnen, son-

dern sie mit ihrem Anliegen soweit ernst zu nehmen, dass diese eine Zusammenarbeit als hilfreich erleben.

Wenn Heimmitarbeiter von Anfang an die Eltern in Entscheidungen bezüglich des Kindes einbeziehen, ist die Botschaft der Einrichtung „Wir nehmen Sie als Eltern ernst. Wir wollen Sie darin bestärken, ihre Wünsche nach Zusammenführung mit ihrem Kind umzusetzen. Das Jugendamt hat uns u. a. auch den Auftrag gegeben, mit Ihnen zu arbeiten. Wir verstehen, dass es Ihnen im Moment sehr schwer fallen muss, mit uns zu sprechen, da Sie mit der Entscheidung des Jugendamtes nicht einverstanden sind (oder: da Sie selbst am Ende waren, oder: da Sie derzeit nicht wissen, wie Sie noch Einfluss auf Kevin haben können usw.). Wir wollen Ihnen helfen, dass Sie möglichst nichts mehr mit uns zu tun haben, Ihren Sohn wieder bei sich aufnehmen können (wollen) und Ihr Familienleben sich bessert.“

Nimmt der Heimmitarbeiter dieses Anliegen der Eltern, „Eigentlich will ich mit dem Heim nichts/nicht so viel zu tun haben“, ernst, gelingt ihm ein Zugang, der zu weiteren Entwicklungen aller Beteiligten beiträgt. In einer stationären Einrichtung erweist es sich oft als hilfreich, dabei eine Rollenverteilung vorzunehmen: So kann ein Mitarbeiter die Eltern eher in dem eben beschriebenen Sinn bestärken und ihnen eine Stütze sein in ihren eigenen Ambivalenzen. Ein *anderer* Mitarbeiter nimmt mehr die Rolle eines Interessenvertreters des Kindes ein, in der er/sie auch die Eltern herausfordert und sich für die Bedürfnisse des betreuten Kindes einsetzt. In diesem „Split“ ist es dann möglich, die vorhandenen Veränderungspotentiale zu nutzen und gleichzeitig Verharrungsbestrebungen zu respektieren.

Bei der Arbeit vor allem mit „unmotivierten“ Klienten zeigt sich noch mehr als in Kontexten, in denen Klienten freiwillig Hilfe suchen, wie notwendig es ist, dass Mitarbeiter den Beziehungsaspekt in den Vordergrund stellen. Wenn 30% Zufriedenheit des Klienten davon abhängt, wie er/sie die Beziehung erlebt und wie sehr er/sie sich verstanden fühlt von einem professionellen Helfer, gilt es insbesondere bei unmotivierten Eltern und auch Kindern/Jugendlichen, diese Beziehung so zu gestalten, dass sich diese respektiert und angenommen fühlen.

Viele Eltern, deren Kinder in einem Heim untergebracht sind, fällt es schwer, ihr Kind dort zu besuchen. Nicht wenige Eltern ziehen sich zurück, da ein Besuch in der Einrichtung in gewisser Weise mit dem Gefühl verbunden ist, ihre „Inkompetenz“ als Eltern bestätigt zu bekommen. Diese Eltern haben in der Regel bereits im Vorfeld der Unterbringung im Rahmen ambulanter Hilfestellung nicht den Weg zu einer Beratungsstelle oder anderen Institutionen gefunden. Dies hat weniger mit mangelnder Information über Hilfen, auch nur bedingt mit einem unzureichenden

Konzeptzuschnitt von manchen Beratungsstellen auf diese Klienten hin, sondern mehr mit der oft bestehenden Hoffnungslosigkeit der Eltern zu tun.

Wenn Menschen keine oder nur sehr eingeschränkt Hoffnung haben, dass ihnen geholfen werden könnte, dass ihrer Sicht der Dinge Rechnung getragen wird, suchen sie auch keine Institutionen auf, die Hilfen anbieten. In ihrer Skepsis und auch ihrem Fatalismus, der sich durch viele Stränge ihres Lebens zieht, stehen sie Hilfeangeboten zumindest abwartend, wenn nicht gar abwehrend gegenüber. Meist haben schon zu viele Helfer „versprochen“, dass diese oder jene Hilfe die Situation verbessern wird. Wenn der „Erfolg“ sich nicht einstellt, wird dies im allgemeinen der Familie angelastet (und nicht anderen Faktoren). Die Resignation angesichts vieler Ausgrenzungserfahrungen bedingt durch die materiellen Lebensbedingungen trägt zu einem hohen Maß an Hoffnungslosigkeit bei. Diese Hoffnungslosigkeit wiederum erschwert es diesen Eltern, auf geeignete Hilfeangebote selbst zuzugehen. Daher ist es unbedingt notwendig, diese Familien – zumindest aus Heimperspektive – am Anfang der Heimunterbringung zu Hause aufzusuchen (Conen 2002). Sie werden damit dort abgeholt, wo sie wohnen. Durch positive Stärkung und Wertschätzung wird ihr Selbstwertgefühl – und was noch zentraler ist – ihr Gefühl von Selbstwirksamkeit erhöht. Erst durch solche Bestärkungen ist es vielen Eltern möglich, eine Heimeinrichtung aufzusuchen und auf gleicher Augenhöhe zusammen mit den Mitarbeitern ihre Elternfunktionen gegenüber ihren Kindern aufzunehmen bzw. fortzuführen.

Während bei ambulanten Hilfeformen die Eltern auch unter Druck gesetzt werden können und mit einer Heimunterbringung „gedroht“ wird, um eine Hilfe „aufzuzwingen“, steht diese Option nach erfolgter Unterbringung nicht mehr zur Verfügung. Hier gilt es, die Zeit zu nutzen, in der die Eltern noch ihre Kinder zurück haben möchten. Wie Colapinto (1997) beschreibt, ist der innere Kontakt zu den untergebrachten Kindern bereits *nach einem halben Jahr* erheblich reduziert, die Kinder sind nicht mehr im Alltag vorhanden. Daher wäre es dringend notwendig, bei Rückführungskonzepten dies zu berücksichtigen und entsprechende methodische Vorgehensweisen anzuwenden. Auch in diesem Zusammenhang ist zu beobachten, dass Heime mit entsprechend qualifizierten Mitarbeitern ihre Chance in der aufsuchenden Familientherapie (Conen 2002) während der Heimunterbringung oder bei längerer Heimzeit des Kindes zur Vorbereitung und Begleitung der Rückführung sehen und nutzen.

4. Elternarbeit ohne Eltern

In diesem Zusammenhang kann ich nicht weiter auf zahlreiche andere Aspekte in der Dynamik zwischen Heim und Eltern eingehen, jedoch möchte ich noch auf eine wichtige Überlegung verweisen. Diese bezieht sich auf die Arbeit mit Kindern, deren Eltern keinerlei Kontakte zum Kind suchen, geschweige denn pflegen oder bei denen die Gerichte und Jugendämter aufgrund von Vorfällen jede Art von Kontakt zwischen Eltern und Kind ablehnen.

In einer Einrichtung wurde ein 5-jähriger Junge aufgenommen, der nur 50 Worte sprechen konnte. Als man ihn in der elterlichen Wohnung fand, war er wie schon seit Jahren mit einer Art Handschelle an die Heizung festgebunden und vegetierte auf einer Matratze ohne Bettzeug und in seinem eigenem Unrat vor sich hin, neben ihm lag manchmal der Vater, der offensichtlich ein massives Alkoholproblem hatte und in Volltrunkenheit von seiner Frau auch an die Heizung gefesselt wurde. Weder das Gericht noch das Jugendamt bestärkten irgendjemanden darin, mit diesen Eltern Kontakt zu halten. Inzwischen war der Junge eineinhalb Jahre in der Einrichtung, entwickelte sich sehr gut und holte einige Entwicklungsbehinderungen auf, mit anderen tat er sich schwer. Wie sollte eine Elternarbeit mit Eltern, die sich so destruktiv gegenüber ihrem Kind verhalten hatten, aussehen? Nachdem deutlich war, dass die Eltern nicht (mehr) auffindbar waren, gingen die Kollegen zunehmend dazu über, bei Schwierigkeiten in Schule, mit anderen Gruppenbewohnern und in sonstigen Lebensbezügen, mit dem Jungen über die Eltern zu sprechen: „Was denkst du, wollen deine Eltern, was du damit ... machst? Denkst du, dass deine Eltern stolz auf dich sind, wenn du in der Schule ... das erreichst? Worüber würden sich deine Eltern am meisten freuen? Wenn deine Mutter könnte, was würde sie dir zum Geburtstag schenken?“

Diese Art von Gespräch über die Erwartungen und Vorstellungen der Eltern ist Teil meines Konzeptes der „Elternarbeit ohne Eltern“. In diesem Konzept wird davon ausgegangen, dass das Kind sich – egal wie das Leben weiter verlaufen wird, sich mit seiner Herkunft, seinen Eltern auseinandersetzt. Da dies sowieso (und sei es unbewusst) geschieht, stellt sich die Frage, ob Heimmitarbeiter diese inneren Auseinandersetzungen des Kindes bzw. Jugendlichen mit seinen Eltern insofern nutzen und „Interventionen“ in diese Gedankenwelt einbringen, die Erlaubnisse und positive Botschaften seitens der Eltern beinhalten. Dies hilft Kindern und Jugendlichen aus dem oftmals bestehenden Gedankenkarussell: „Wenn ich doch so und so wäre, dann würden sich meine Eltern um mich kümmern, wenn ich braver gewesen wäre, wäre ich nicht ins Heim gekommen.“ Setzt sich das Kind bzw. Jugendliche mit seinen inneren Stimmen im Dialog mit sei-

nen Eltern auch positiv auseinander: „Worüber würden sich meine Eltern freuen, ... worauf legen sie Wert, was soll ich ihrer Meinung nach in meinem Leben machen, auch vielleicht besser als sie“, dann können negative Entwicklungen (vor allem in der Pubertät) umgeleitet werden und selbst-wirksamkeitsunterstützende Aspekte in den Vordergrund treten.

Literatur

- Boszormenyi-Nagy, I., Spark, G. (1981): Unsichtbare Bindungen. Klett-Cotta, Stuttgart
- Cirillo, S., Di Blasio, P. (1992): Familiengewalt. Ein systemischer Ansatz. Klett-Cotta, Stuttgart
- Colapinto, J. (1997): The patterns that disconnect. The foster care system operates as if parent-child relationships can be switched on and off. *Family Therapy Networker* 21, 43–45
- Conen, M. -L. (1996a): „Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden?“ – Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. *Zeitschrift für systemische Therapie* 14, 178–185
- (1996b): Wenn Heimerzieher zu nett sind ... Heimkinder im Loyalitätskonflikt zwischen Eltern und Erziehern. *Evangelische Jugendhilfe* 73, 206–216
- (1999): „Unfreiwilligkeit“ – ein Lösungsverhalten. *Familiendynamik* 24, 150–165
- (2002): Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden. Aufsuchende Familientherapie. Carl Auer Systeme, Heidelberg
- (2007): Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden. Systemische Therapie und Beratung bei „Unmotiviertheit“, Unfreiwilligkeit und Zwangskontext. Carl Auer Systeme, Heidelberg
- Foerster, H. von (1985): Sicht und Einsicht. Vieweg, Braunschweig
- Walsh, F. (1998): Strengthening family resilience. 2nd ed. Guilford Press, New York/London